Nur wer einig ist, der kann auch streiten

Die Pandemie hat tiefgreifende Folgen für die globale Wirtschaft. Europa muss diese Zäsur als Chance für einen Neuanfang begreifen.

Wissenschaftler haben immer wieder vor einer Pandemie gewarnt. Und doch hat Covid-19 fast alle unvorbereitet getroffen. Binnen weniger Wochen sah unser Leben ganz anders aus als vorher — auch die Arbeitswelt. Dabei staune ich bis heute darüber, wie schnell wir uns an die neue Realität gewöhnt haben. Im März spielte die Bundesliga noch vor Publikum, das Berliner Konzerthaus, in dem wir hundertfünfzigjähriges Jubiläum feiern wollten, öffnete Abend für Abend und in meinem Kalender standen viele Reisen. Dann, fast von einem Tag auf den anderen, gerieten wir in eine neue Realität: Videokonferenzen statt Besuche, Bürotage in Frankfurt statt Nächte im Riegel. Es war der radikale Abschied von vielem, was bis dahin planbar schien. Wenn es alle trifft, ist auf einmal normal, was zuvor undenkbar schien.

Und gleichzeitig erinnerte ich mich an die Finanzkrise 2008. In solchen Momenten geht man zurück, versucht Parallelen zu finden, auch Unterschiede. Waren die Banken 2007 und 2008 Auslöser der Krise, können sie nun Teil der Lösung werden. Weil wir mittendrin sind, das Herz-Kreislauf-System der Wirtschaft. Uns war schnell klar: Der Dialog zwischen Politik und Wirtschaft würde wichtig sein. Deshalb haben wir Unterstützung angeboten, und sie wurde angenommen. Dabei wussten Politiker und Notenbanker genau, was drohte, wenn sie nicht schnell handeln würden. Fast alle Regierungen und Notenbanken haben das Richtige getan, indem sie dem System Sauerstoff, sprich Geld, zugeführt haben. Entschlossen und schnell. Das verdient Respekt. Deutschland war hier sicher ein Paradebeispiel.

Was allerdings fehlte, war eine europäische Antwort auf die gesundheitlichen Herausforderungen der Pandemie. Europa hat hier zunächst eine Chance verpasst. Die Chance, füreinander einzustehen und wieder näher aneinanderzurücken. Stattdessen dominierten gerade in der Anfangsphase die nationalen Lösungen, wenn wir von wenigen Hilfsaktionen absehen. Wir hätten mehr Solidarität zeigen müssen, als die Covid-19-Pandemie die Lombardei mit voller Wucht traf. Wir hätten gemeinsam in Krankenhauskapazitäten und Prävention investieren sollen — als Zeichen dafür, dass wir ein Europa sind. Anschließend hätten wir immer noch über Eurobonds streiten können.

Flickenteppich bei der Globalisierung

Daraus muss Europa lernen und gemeinsam die zweite Phase anpacken. Nun geht es darum, möglichst schnell aus der Wirtschaftskrise herauszukommen. Es geht um Geld- und Fiskalpolitik. Aber auch darum, dass Europa sich den tiefgreifenden Trends stellt, die durch Corona noch beschleunigt werden. Das gilt zum Beispiel für die Globalisierung. Hier wurde in den vergangenen Monaten eine jähe Kehrtwende vorhergesagt — angesichts der Herausforderungen für Lieferketten und Absatzmärkte. Ich sehe das anders: Natürlich werden manche Konzerne ihre Wertschöpfungsketten neu ordnen, um sie weniger störanfällig zu machen. Manche Geschäftsbeziehungen, die in der Pandemie zerbrochen sind, werden nicht wiederhergestellt werden.

Aber die internationale Arbeitsteilung ist keine Modeerscheinung. Sie hat sich durchgesetzt, weil sie gewaltige wirtschaftliche Vorteile bringt. Weil Unternehmen erfolgreicher sind, die die jeweiligen Vorteile verschiedener Standorte nutzen. Weil die Globalisierung unterm Strich zu mehr Wohlstand für mehrere Milliarden Menschen geführt hat — auch wenn wir nicht besonders gut darin waren, diese Gewinne gerecht zu verteilen. Und weil die Globalisierung zu dem Lebensstil passt, den sich heute viele Menschen wünschen. Dabei denke ich nicht nur an die globale Elite in Politik und Unternehmen, für die Internationalität der Normalfall ist. Gut ausgebildete junge Erwachsene sind zu Hause in

einer digitalisierten Welt, sie sind es gewohnt, sich über soziale Medien international zu vernetzen. Englisch ist für sie längst die zweite Alltagssprache geworden. Sie werden ihren Horizont nicht auf einmal wieder an den Landesgrenzen enden lassen.
Ich bin fest davon überzeugt: Diese mächtigen Kräfte werden die Globalisierung am Leben halten — mag der Trend im Augenblick auch noch so geschwächt wirken. Für ein Unternehmen wie die Deutsche Bank, gerade aber auch für die deutsche Exportwirtschaft, wird die entscheidende Arena der Weltmarkt bleiben.

Auch wenn dieser anders aussehen wird. Wir stehen vor der wichtigsten Zäsur seit Beginn der modernen Globalisierung in den neunziger Jahren. Das liegt nicht nur, aber auch an Corona. Entscheidend sind zwei Entwicklungen: die zunehmende Konfrontation in der Wirtschaftspolitik — und die wachsende Digitalisierung. Europa wird auf Dauer kein starker Faktor in der Weltpolitik bleiben, wenn es sich nicht geschickt positioniert und den Herausforderungen stellt.

Im Moment geht vieles an Europa vorbei. Dreh- und Angelpunkt der globalen Konfrontation ist das Verhältnis zwischen China und den Vereinigten Staaten. Mochte man Anfang des Jahres noch auf eine zumindest vorübergehende Entspannung hoffen, so hat Covid-19 den Konflikt der beiden Wirtschaftssupermächte forciert. Dabei geht es nicht allein um die burschikose Rhetorik des amerikanischen Präsidenten: Selbst bei einem demokratischen Wahlsieg im Herbst wäre klar, dass die Vereinigten Staaten von Amerika auch künftig China als wichtigsten wirtschaftlichen und geopolitischen Rivalen ansehen wird. Es ist eine Grundhaltung des Misstrauens und der Konkurrenz, die das Klima der amerikanischen Handels- und Wirtschaftspolitik prägt. China wiederum — dem Status einer verlängerten Werkbank für den Westen längst entwachsen — fällt weniger durch laute Töne auf als vielmehr durch einen schleichenden, aber wohlkalkulierten Ausbau der eigenen Machtposition.

Wir Europäer sind in diesem Konflikt nicht vollkommen neutral, und wir sollten es auch nicht sein. Wenn wir eine liberale Gesellschaft bleiben wollen, muss im Zweifel

Atlantikbrücke vor Seidenstraße gehen. Und dennoch werden wir nicht umhinkommen, uns selbst stärker mit einer eigenen Position zu behaupten. Denn künftig wird die Weltwirtschaft weniger homogen sein, als es das Regelwerk einer schon weitgehend marginalisierten Welthandelsorganisation vorsieht. Wenn internationale Regeln und Institutionen an Bedeutung verlieren und in Wirtschaftsfragen immer öfter das Recht des Stärkeren gilt, dann müssen wir alles daransetzen, nicht das schwächste Glied im globalen Trio zu werden.

Wir Unternehmen müssen uns auf einen Flickenteppich bei der Globalisierung einstellen. Was meine ich damit? Firmen werden auch weiterhin international arbeiten. Sie werden sich aber aus Risikoaspekten stärker diversifizieren müssen, und sie dürfen in ihrer Lieferkette nicht mehr so abhängig von wenigen Märkten sein. Manch eine Firma musste in der Krise feststellen, dass alle ihre Zulieferwege doch irgendwie durch China führten.

Die fragmentierte Globalisierung hat aber auch starken Einfluss darauf, wie Unternehmen in einzelnen Ländern agieren. Statt auf einen Weltmarkt müssen wir uns auf eine Vielzahl von lokalen Märkten einstellen — lokale Märkte, auf denen wir auch wie lokale Unternehmen auftreten müssen. Wir müssen besser darin werden, uns schnell auf nationale Besonderheiten einzustellen.

In einer solchen Welt ist es essentiell und ein besonderer Wettbewerbsvorteil, wenn unser Heimatmarkt nicht Deutschland, Italien, Frankreich oder Spanien ist, sondern Europa. Das Potential dazu haben wir: Auf dem Papier sind wir der zweitgrößte Binnenmarkt der Welt — wir nutzen ihn nur noch nicht gut genug. Weil etwa die Dienstleistungsfreiheit bisher noch unterentwickelt ist. Und weil Grenzkontrollen in der Pandemie selbst das ins Wanken bringen, was Europa in den vergangenen Jahrzehnten auszeichnete — den freien Waren- und Personenverkehr. Diese Rückschritte müssen wir schnell wieder durch eine kräftige Vorwärtsbewegung ablösen — weil wir einen vollständigen Binnenmarkt jetzt dringender brauchen denn je.

Das ist auch die Voraussetzung, um in einem disruptiven Trend bestehen zu können, der durch Corona beschleunigt wird: Die Digitalisierung wird die Gesellschaft so

grundlegend umwälzen wie einst die industrielle Revolution — vermutlich aber sehr viel schneller. Nur wer an der Spitze dieser technologischen Revolution steht, wird in zwanzig, fünfzig oder hundert Jahren noch eine Chance haben, ganz vorn in der Weltwirtschaft mitzuspielen. Und das sind bisher nicht die Europäer, sondern vor allem Amerika und China. Wir sprechen hier von tektonischen Veränderungen, wie wir sie in der Weltgeschichte immer wieder mal erlebt haben. China war über Jahrhunderte die größte Volkswirtschaft der Welt. Auf sie entfiel zu Beginn der Neuzeit im sechzehnten Jahrhundert ein Viertel des globalen Bruttoinlandsprodukts. Erst Ende des neunzehnten Jahrhunderts eroberte die amerikanische Wirtschaft den Spitzenplatz. Dabei wurden Amerika und Westeuropa vor allem deshalb so wohlhabend, weil sie bei der Transformation von einer Agrar- zur Industriegesellschaft Vorreiter waren. Ein Vorsprung, der sich über Jahrhunderte gehalten hat.

Jetzt stehen wir wieder an einem Wendepunkt. Das heißt: Wir Europäer müssen in der Datenwirtschaft schnell aufholen. Dafür müssen wir viel mehr als bisher investieren. Wie gut gerüstet Europa für die neue Epoche sein wird, hängt entscheidend davon ab, wie viele Technologiekonzerne es hervorbringt. Das setzt einen gesetzlichen Rahmen voraus, der nicht zu allererst reguliert, sondern Innovation ermöglicht. Wir brauchen eine Infrastruktur dafür: Die Industrialisierung gelang nur dort, wo es zuerst Eisenbahnen und später gute Stromnetze gab. Und das nötige Wissen — deshalb ist es mindestens ebenso wichtig, dass wir unsere Talente halten und weitere für uns gewinnen können. Aus Europa stammen ähnlich viele Experten für Künstliche Intelligenz wie aus Amerika — doch ein Großteil arbeitet nicht hier. Stattdessen sind heute fast sechzig Prozent aller KI-Forscher weltweit in Amerika beschäftigt, in Europa hingegen nur zehn Prozent.

Dieses Rennen ist noch nicht entschieden

Dabei fällt die technologische Revolution des einundzwanzigsten Jahrhunderts zusammen mit einer weiteren epochalen Herausforderung. Die kohlenstoffintensive Wirtschaft, wie wir

sie seit mehr als zweihundert Jahren kennen, hat keine Zukunft mehr. Wir müssen nachhaltiger leben und wirtschaften, um beim Klimawandel eine Trendwende zu erreichen. Auch dafür brauchen wir neue Technologien, und der Wettlauf ist längst in vollem Gange. Elektroautos sind das prominenteste Beispiel, auch hier liegen eher asiatische und amerikanische Entwickler vorn. Doch anders als in der Datenwirtschaft ist dieses Rennen noch nicht entschieden, und in anderen Bereichen fängt es gerade erst an — zum Beispiel beim grünen Wasserstoff, von dem wir uns in Deutschland viel versprechen. Letztendlich geht es hier nicht bloß um Wettbewerb, sondern um globale Kooperation und Koordination. Und da werden wir unser Ziel erst erreichen, wenn Europa nicht nur Vorreiter in Sachen Nachhaltigkeit ist, sondern auch sein ganzes Gewicht in die Waagschale wirft, um seiner Position international Nachdruck zu verleihen.

Damit sind die Trends der Zeit nach Covíid-19 eine große Herausforderung für Europa — aber auch eine Chance. Wenn wir unseren Platz in der Weltwirtschaft und letztlich auch unseren Lebensstandard sichern wollen, müssen wir zusammenstehen — nationale Alleingänge werden uns im globalen Kräftemessen mit Amerika und China schwach aussehen lassen.

Vielleicht hat die Pandemie hier tatsächlich eine positive Folge. Weil sie uns die Bedeutung europäischer Lösungen vor Augen führt. Weil sie uns aufgerüttelt hat aus dem kleinteiligen Streit rund um den Brexit und aus dem Dauerkonflikt um die scheinbar unlösbare Flüchtlingsfrage. Die Krise zeigt uns eindrucksvoll, dass wir Europäer einander brauchen. Sicher, es wird nicht trivial, auf einen gemeinsamen Nenner zu kommen und die verschiedenen Kulturen, Stärken und Schwächen miteinander zu verbinden. Das wird nur gelingen, wenn wir uns auf den Kern dessen besinnen, was uns verbindet. Auf die Stärke einer stabilen Demokratie mit einer Sozialen Marktwirtschaft, die ordnungspolitischen Prinzipien folgt, die sich bewährt haben. Darin könnte die neue Vision, das neue Narrativ für Europa liegen — im Kontrast zum chinesischen und amerikanischen Modell.

Die Europäische Union entstand nach der größten politischen und humanitären Katastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts. Nun sehen wir uns mit der größten

Gesundheits- und Wirtschaftskrise des jungen einundzwanzigsten Jahrhunderts konfrontiert. Wir können uns damit abfinden, dass es doch die Nationalstaaten sind, auf die es in schweren Zeiten ankommt. Oder wir können die Krise als Chance begreifen, die sich nicht oft bietet. Die Chance, als Europäer wieder zusammenzufinden und an einer gemeinsamen Zukunft zu bauen.

Christian Sewing

GOETHE-VIGONI DISCORSI

Dieser Artikel erscheint in der Reihe Goethe-Vigoni Discorsi und ist zuerst am 04.09.2020 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung veröffentlicht worden.